

*Der Zoodirektor erzählt*



Vierte Folge . 75 Pfennig

Contax D-Aufnahmen

Wolfgang Ullrich (8), Kurt Wolf (3), Polyfoto (2)

Druck: Union Verlag und Druckerei Dresden VOB III-9-19 | 096-54 18 554 740



# *Der Zoodirektor erzählt*

von Wolfgang Ullrich  
Direktor  
des Zoologischen Gartens  
Dresden

Union Verlag und Druckerei Dresden VOB

Inhalt	Überlegungen am Jahresanfang
	Osterhasen im Zoo?
	Ludewig und Rosalinde
	Max, der Alligator
	Ein trefflicher Straußenvater
	Die leichtfüßige Sitatunga
	Nachtgespenster
	Auch Tiere spielen
	Bison und Indianer gehörten zusammen
	Tier und Aberglauben
	Denkt auch an die Tiere!
	Die Konferenz in Kopenhagen
	Der Winter kann kommen

## *Überlegungen am Jahresanfang*

Viele Tierfreunde glauben, daß in den Wintermonaten auch die Zootiere in eine Art Winterschlaf verfallen und ein Besuch des Tiergartens sich kaum lohne. Aber das ist nicht der Fall. So feiern die Löwen auch im Winter Hochzeit und bringen ihre Jungen zur Welt.

Ursprünglich hatten wir unsere ganze Hoffnung auf Pascha und Senta gesetzt. Pascha ist der erste Mähnenlöwe, der seit 1945, seit der völligen Zerstörung unseres Gartens, wieder angeschafft wurde. Etwas später kam Senta, eine schon betagte Löwin, die ihr ganzes Leben im Zirkus verbracht hatte. Wir hofften, daß sie uns wenigstens noch einen Wurf Junglöwen bringen würde. Aber unsere Hoffnung wurde leider enttäuscht. Senta war schon zu alt. Als nun junge, schlankgliedrige, schöne Löwinnen kamen, glaubten wir, daß Pascha sofort für sie „entflammen“ würde. Aber gerade das Gegenteil trat ein. Nicht einen Blick schenkte er den fünf Schönen, sondern legte sich an das Verbindungsgitter zum Käfig seiner Senta und „schmuste“ mit ihr. Es gab für uns keine Wahl, Senta mußte aus dem Haus. Dem Sprichwort: „Aus dem Auge, aus dem Sinn“ vertrauend, schickten wir Senta in „Sommerfrische“. Wir stellten sie im Zoologischen Garten in Halle ein. Damit war der Bann gebrochen. Sofort begann sich Pascha für die jungen Löwinnen zu interessieren. Als schließlich Prinzeß ihren Kopf an Paschas bemähntem Haupt rieb, war sehr bald die Sympathie auf beiden Seiten, und schon nach wenigen Tagen

wurde Hochzeit gefeiert. Sofort rechneten wir aus: 110 Tage trägt der Löwe, also dürfen wir im Frühling Junglöwen erwarten. Wenige Tage später wurden noch zwei Löwinnen gedeckt, und Wally begann sich vor Pascha zu rollen. Sie wälzt sich auf dem Rücken, maunzt und schlägt spielerisch mit den Pranken nach ihm. Das ist ein gutes Zeichen. Bald wird auch diese Löwenhochzeit gefeiert werden können.

Aber nicht immer und vor allem nicht bei jeder Tierart kann mit Sicherheit festgestellt werden, ob die Weibchen tragend sind oder Junge haben. Sechs Wochen haben wir hin und her geraten, ob unser Känguruh ein Junges im Beutel trägt. Als nämlich nach dem tragischen Tode unseres Känguruhbockes — er wurde von Besuchern mit Rhododendron-Blättern gefüttert — das vorjährige Jungtier unseres Känguruhweibchens von uns gekauft und in das Gehege seiner Mutter gesetzt wurde, fand durchaus keine herzliche Begrüßung zwischen Mutter und Tochter statt. Die Mutter wehrte jede Annäherung ihrer Tochter ab und entwickelte sich in den darauffolgenden Tagen zu einer richtigen Rabenmutter, so daß wir die beiden Tiere trennen mußten. Diese unerwartete Aggressivität veranlaßte uns zu vermuten, daß die Känguruhmutter tragend sei. Aber mit Sicherheit ließ sich wahrhaftig nichts sagen. Das ist auch keineswegs verwunderlich, denn das Junge des Känguruhs ist bei seiner Geburt nur 2 Zentimeter groß. Die Mutter leckt bei der Geburt eine Schleimbahn bis zum Beutel hinauf, auf der das kleine Känguruh, das eher einer Raupe als einem Säugetier ähnlich sieht, zum Beutel kriecht. Andere Tierpfleger haben beobachtet, daß die Mutter das Junge mit dem Maul ergreift und in den Beutel befördert. Im Beutel selbst saugt sich das Junge an der mütterlichen Zitze fest, ja es verwächst mit ihr. Die Zitze streckt sich, bis sie weit in das kleine Mäulchen hineinragt, dort verdickt sie sich zu einer Kugel. Das Ablösen vom mütterlichen Milchquell könnte also in der ersten Zeit nur gewaltsam erfolgen. Bis acht Monate bleibt das Junge nun im Beutel und wächst langsam heran. Die Milch wird dem kleinen hilflosen Wesen von der Mutter eingespritzt, denn selbständig saugen kann es nicht.

So ist es also verständlich, daß wir lange Zeit im unklaren waren. Endlich, am Neujahrsmorgen, konnte ich mich von der Tatsache überzeugen. Der Tierpfleger überbrachte mir die Neujahrsüberraschung: Das Junge bewegt sich im Beutel! Wahrhaftig: Der Beutel hing deutlich herab und mitunter konnte man beobachten, wie sich das Junge bewegte. Unsere Vermutung wurde zur Gewißheit. Allerdings werden wir noch viele Wochen warten müssen, ehe das Känguruhkind zum erstenmal aus dem Beutel herauschaut. Und weitere Wochen wird es dauern, bis es den Beutel verläßt. Aber auch nur für wenige Minuten, denn beim geringsten Anzeichen einer Gefahr flieht es in den Schoß der Mutter zurück. Dann aber wird die Zeit kommen, wo es längst dem Beutel entwachsen ist und trotzdem noch in ihm Zuflucht sucht, und die Besucher werden über den komischen Anblick der langen, weit aus dem Beutel herausragenden Beine lachen. Ja — das Jahr beginnt mit guten Vorzeichen. Auch der Kuckuck hat wieder gerufen. Allerdings mit einem Tag Verspätung, denn im vorhergehenden Jahr ließ er zum erstenmal am Neujahrsmorgen seine Stimme erklingen, in diesem Jahr jedoch erst am 2. Januar. Es ist also auch im Winter allerhand zu sehen im Zoo, denn einen Winterschlaf kennen wir nicht. Der Winter ist für uns die Zeit der Vorbereitung für den kommenden Sommer.

## Osterhasen im Zoo?

Die Osterzeit im Zoologischen Garten bringt den Kindern besondere Freuden. In den Gehegen der Haustiere herrscht ein munteres Treiben. Osterlämmer laufen im schwarzen, braunen, weißen und gescheckten Fell umher. Im Schweinestall quieken die kleinen Ferkel der Wild- und Hauschweine. Auf dem Geflügelteich bauen die Schwäne ihr Nest. Im Vogelhaus schauen die nestjungen Wellensittiche aus dem runden Guckloch ihrer Nistkästen und lassen sich von Mutti füttern. Auf der großen Rhesusaffenfreianlage hat eine Affenmutter einem kleinen Affenkind das Leben geschenkt und im Bärenkäfig führt die Bärenmutter zum erstenmal ihre kleinen braunen Bärenkinder — die ganz wie Teddybären aussehen — spazieren. Nach der langen Winterszeit hat die Frühlingssonne die grünen Blätterspitzen aus den Knospen der Bäume und Büsche hervorgelockt — wahrhaftig, die Osterzeit gehört zu der schönsten Zeit im Zoo.

Aber was wäre das Osterfest ohne den Osterhasen? Leider sind Osterhasen in Zoologischen Gärten sehr seltene Gäste. Es mag beinahe unglaublich klingen, wenn man hört, daß die Haltung unseres einheimischen Feldhasen mit zu den schwierigsten Aufgaben gehört, vor die der Tiergärtner gestellt wird. Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts wurden erstmalig Hasen in Gefangenschaft gezüchtet, während des letzten Krieges gelang es dem Basler Zoo, Feldhasen zur Fortpflanzung zu bringen und sogar in mehreren Generationen zu züchten, und im vergangenen Jahr konnte der Zoologische Garten in Berlin eine gelungene Feldhasenzucht melden. Wo sind die Schwierigkeiten der Haltung unseres „Meister Lampe“ in Gefangenschaft zu suchen? Wir wollen der Wahrheit die Ehre geben: Der Osterhase ist ein sehr unverträglicher Geselle und geht mit seinen Häsinnen gar nicht schonungsvoll um. Außerdem leidet er unter zahlreichen Parasiten, die er mit dem Kot ausscheidet. Eine tägliche Säuberung der Gehege ist also notwendig, da er sich sonst immer wieder infiziert. Die Säuberung ist jedoch schwierig durchzuführen, da „Meister Lampe“ überaus scheu ist und vor dem Pfleger die Flucht ergreift, in das Gitter rennt und sich dabei schwer verletzen kann. Es müssen also — so hat der Zoo in Basel das Problem gelöst — zwei Käfige nebeneinander aufgebaut werden. Das Quartier muß von den Hasen mindestens aller zwei Tage gewechselt werden. Futter und Getränk findet die Hasenfamilie im neuen Heim vor, während der andere Stall gereinigt wird.

Mit seinem kleineren Verwandten, dem Wildkaninchen, wird der Feldhase oft verwechselt, obwohl doch erhebliche Unterschiede zwischen diesen beiden „Langohren“ zu bemerken sind. Der deutlichste Unterschied liegt in der Länge der Ohren. Während der Hase Ohren besitzt, die länger als der Kopf sind, erreichen die Ohren des Wildkaninchens nicht die Länge des Kopfes. Auch in seinem Körperbau ist der Feldhase größer und schwerer als das Kaninchen. Ganz deutlich sind die Verschiedenheiten der Lebensweisen. Das Kaninchen bringt seine Jungen — bis zu 12 Stück kann ein Wurf umfassen — in einer Erdhöhle zur Welt. Sie werden blind geboren, sind also Nesthocker und auf die Pflege der Eltern besonders angewiesen. Der Feldhase dagegen wirft bis zu vier Junge — die sofort hinter der Mutter herhoppeln können, sie sind also Nestflüchter und haben keine schützende Höhle um sich.

Nicht selten werden Junghasen gefunden und künstlich aufgezogen. So können sie auch sehr zahm und zutraulich werden. Vor einigen Jahren erhielt der Dresdner Zoo einen solchen Junghasen, den der Finder seiner Hauskatze zur Aufzucht gegeben hatte. Die Katze hatte dieses seltsame Adoptivkind angenommen und pflegte das Häschen genau so gewissenhaft wie ihr eigenes Katzenkind, das sie ebenfalls aufzog. Das Häschen wurde von der Katzenmutter geleckt und durfte bei Stiefmutter trinken. Leider starb das Hasenkind, ehe es aus dem Säuglingsalter heraus war.

Junge Wildkaninchen aufzuziehen ist dagegen bedeutend leichter, und wir haben sie schon des öfteren mit Hauskaninchen gekreuzt. Wildkaninchen sind im Dresdner Zoo auch völlig frei zu sehen. Sie bewohnen als ungebetene Gäste die große Wiese am Schwanenteich, wo sie ihren Bau unter den Sträuchern angelegt haben. Wie es alle Wildkaninchen tun, verlassen sie ihn erst gegen Abend. Man muß schon auf sehr leisen Sohlen durch den Garten gehen, wenn man das Glück haben will, sie zu sehen. Beim leisesten Geräusch geben sie Warnsignal, wobei sie mit den Hinterpfoten auf den Boden schlagen, und in Sekundenschnelle ist die ganze Gesellschaft im Bau verschwunden.

Die Wildkaninchen haben eine seltsame Eigenart, sie fressen einen Teil ihrer bohnenförmigen Kotballen wieder auf, so daß diese also zweimal durch den Darm wandern. Die Aufnahme der Bohnen erfolgt jedoch nur zwischen 9 und 10 Uhr. Offensichtlich handelt es sich dabei um eine Deckung des Vitaminbedarfes der Tiere. Es ist also durchaus keine krankhafte, sondern eine für Kaninchen und viele andere Nagetiere ganz normale Erscheinung, ja man könnte sogar von einer Art „Wiederkauen“ sprechen.

Gibt es aber eigentlich auch den eierlegenden Osterhasen? Im Zoo haben Fasanen, Hühner, Schwäne, Sittiche und andere Vögel Eier gelegt, aber ob der Osterhase das auch kann, das entzieht sich leider meiner Kenntnis.

## *Ludewig und Rosalinde*

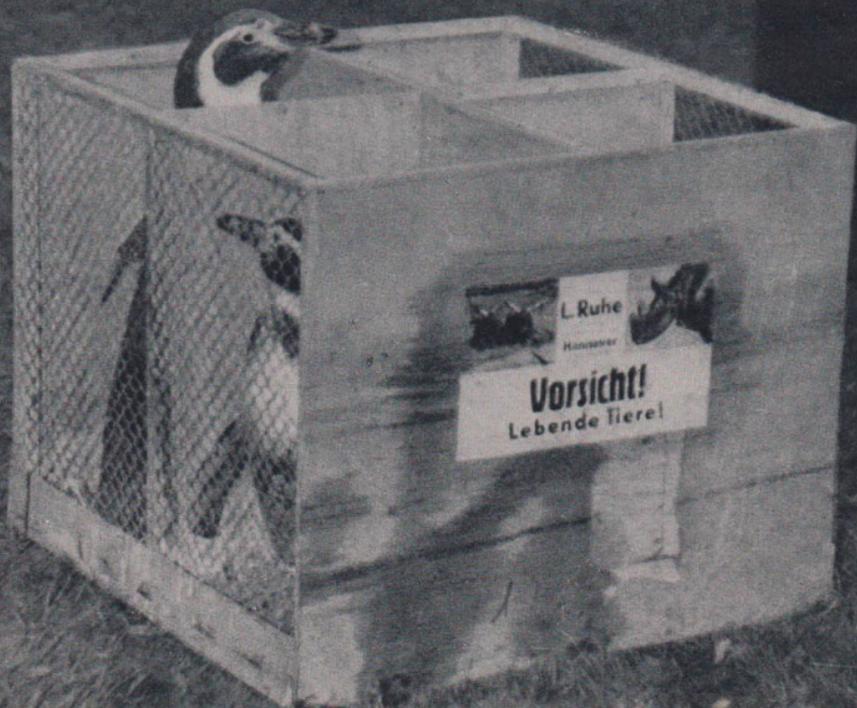
Endlich ist ein oft geäußertes Wunsch vieler Freunde unseres Dresdner Zoos in Erfüllung gegangen: mit einem großen Tiertransport sind neben Bisons, Nandus, Fliegenden Hunden, Ohrengeiern und zahlreichen anderen Tieren auch zwei Humboldtpinguine eingetroffen. Wir haben ihnen die Namen Ludewig und Rosalinde gegeben. Im Frühling des Jahres 1953 kamen sie von der Küste Chiles, wo sie eingefangen wurden, zur Tierhandelsfirma nach Hannover und wurden auf der Grundlage des Interzonen-Handelsabkommens von uns erworben. So traten die beiden „Vögel im Frack“ am 22. Dezember 1953 ihre Reise von Hannover nach Dresden an und trafen in den Abendstunden des 23. Dezember — als Weihnachtsgeschenk sozusagen — in Dresden ein.

Viel Hunger schienen sie nicht mitgebracht zu haben, denn in den ersten beiden Tagen verweigerten sie die Annahme des „Weihnachtsbratens“.

den wir ihnen in Form von Seefischstücken servierten. Aber der Grund für diesen Hungerstreik wurde uns klar, als wir es mit ungeteilten Heringen probierten. Sofort ergriffen sie die Fische und schlangen sie im ganzen hinter. Sie wollten also größere Portionen und erkannten wahrscheinlich Fischstücke nicht als etwas Freßbares.

Pinguine sind wohl die interessantesten Vögel, die man in Zoologischen Gärten zeigen kann. Geradezu verblüffend ist ihre Gewandtheit beim Schwimmen. Die meisten Vögel haben in ihrem Körper große Luftsäcke, die sich mitunter bis in das Innere der Knochen fortsetzen, gilt es doch beim Fliegen so leicht wie nur möglich zu sein. Bei den Pinguinen ist es gerade umgekehrt. Sie sind geschickte Taucher und jagen ihrer Beute unter Wasser nach. Deshalb haben sie diese Luftsäcke zurückgebildet und ihre Röhrenknochen sind mit schwerem öligem Mark angefüllt. Ihre kleinen Beinchen stehen weit hinten am Körper und verleihen dem Vogel den aufrechten Gang, wobei die zu Rudern umgebildeten Flügel wie die Schöße eines Fracks nach hinten hängen. So unbeholfen sie

*In einer Kiste aus Sperrholz und Maschendraht reisten Ludewig und Rosalinde, die beiden Humboldtpinguine, zum Dresdner Zoo*



auch auf dem Land umherwatscheln und die Heiterkeit der Zoobesucher erregen, so flink sind sie unter Wasser. Oft paddeln sie wie Enten an der Wasseroberfläche, wälzen sich auf dem Rücken, kratzen sich mit den Flügeln am Bauch und muten uns ganz wie Sommerfrischler im Ostseebad an. Wenn sie aber gefüttert werden, dann ändert sich das Bild sofort. Blitzschnell jagen sie unter Wasser ihrer Beute nach. Sie können dabei eine Geschwindigkeit von 10 Metern pro Sekunde erreichen. Überraschend ist auch die lange Zeit, die sie unter Wasser bleiben können. Ein bis zwei Minuten ist durchaus nicht selten, jedoch dürften die Höchstleistungen in der Tauchzeit bei Pinguinen um sechs Minuten liegen.

Wie ich oben schon sagte, wurden unsere Humboldtpinguine, eine der vier Arten der Brillenpinguine, in Chile gefangen. Ihre anderen Verwandten haben verschiedene Gebiete bevorzugt. So ist die eine Art in der Antarktis verblieben, eine andere bis zu der westafrikanischen Küste gewandert und eine dritte hat ihr Quartier sogar auf den Galapagoinseln, also in den Tropen, aufgeschlagen. Aber im Oktober treten sie ihre Wanderung zu den Brutplätzen an. Der Oktober ist auf der südlichen Halbkugel der Frühling, der im ewigen Eis des südpolaren Meeres in einen kurzen Sommer übergeht. Mitte Oktober treffen die ersten Pinguine auf ihren Brutplätzen ein. Täglich kommen Hunderte, schließlich Tausende an. Eine Brutkolonie kann 100 000 Pinguine und mehr umfassen. Jedes Pärchen nimmt ein kleines Stückchen Land für sich in Anspruch, das eigentliche Nest. Allerdings muß vorher noch allerhand geschehen. Ist das Weibchen eingetroffen und hat von einer kleinen selbstgescharrten Grube Besitz genommen, dann kommt der Brautwerber mit einem Stein oder einem Stückchen Holz im Schnabel und legt sein Mitbringsel der Schönen vor die Füße, die auch — natürlich instinktiv, also angeborenermaßen — diese Aufforderung zum gemeinsamen Nestbau versteht. Jetzt erfolgt eine oft Stunden dauernde Zeremonie. Beide Ehepartner stehen sich gegenüber und verbeugen sich voreinander. Mitunter werden diese „Höflichkeitsbezeugungen“ durch andere Pinguine unterbrochen, die, ebenfalls mit einem Stein im Schnabel, den sie ihrer Auserwählten überreichen wollen, an dem Nest der Balzenden vorbeiwatscheln und dabei deren Brutrevier berühren; dann werden sie von dem erbosten Pinguinenmann angegriffen und fortgejagt. Aber auch andere Bewerber stellen sich ein, kommen doch stündlich neue Vögel an, die alle dem Brutgeschäft nachgehen wollen. So kommt der frischgebackene Ehegemaal wahrhaftig kaum zur Ruhe. Immer wieder muß er seine Braut und sein Nest gegen Nebenbuhler verteidigen. Es herrscht eine andauernde Aufregung in der großen Brutkolonie unserer Pinguine.

Das schwierigste Problem für Ludewig und Rosalinde ist natürlich die Eingewöhnung in unsere Einteilung der Jahreszeiten. Ihre „Frühlingsgefühle“ werden in unseren Breiten völlig durcheinandergeworfen. Es ist deshalb auch verständlich, daß Pinguine eine lange Eingewöhnungszeit von mindestens zwei Jahren benötigen, ehe sie sich in die neue Umwelt eingefügt haben. Sie sind überaus empfindliche und schwierig zu haltende Zooinsassen. Aber hoffen wir, daß es ihnen auch am Elbestrand genauso gut gefällt wie an der Küste Chiles.

## Max, der Alligator

Einer der größten Anziehungspunkte unseres Terrariums ist das zwei Meter lange Krokodil Max. Ich erwarb ihn von einem Tierhändler, der ihn schon 30 Jahre in seinem Besitz hatte. Als er ihn bekam, war Max noch ein kleines Krokodilkind, und mit Berechtigung könnte man sagen, daß er damals gerade die Eierschalen abgestreift hatte, denn Krokodile kriechen bekanntlicherweise aus Eiern aus, die von der Krokodilmutter in den heißen Sand des Flußufers gelegt und von der Sonne ausgebrüet werden. So ist es uns auch möglich, das Alter mit ziemlicher Sicherheit auf etwa 34 Jahre zu berechnen. Nur einen Schönheitsfehler besaß Max. Ihm fehlen nämlich zwei Zehen an seinem rechten Vorderbein. Wahrscheinlich hatte einer seiner gefräßigen Brüder schon in frühester Kindheit ihm diese Zehen amputiert, denn Max ist ein Vertreter der Mississippi-alligatoren, die genauso wie auch andere Panzerechsen in dem schlechten Ruf stehen, während der Notzeiten Kannibalismus zu betreiben. Diese Notzeiten herrschen, wenn die sommerliche Trockenheit die Felder ausdünnt und die Flüsse versiegen läßt. Dann sammeln sich die Krokodile oft zu Hunderten an kleinen noch am Rande der Ströme befindlichen Tümpeln, und es ist begreiflich, daß bei einer so großen Ansammlung gefräßiger Reptilien Futtermangel herrscht.

Ich holte Max damals in Berlin bei seinem Besitzer persönlich ab. Wir wickelten ihn in eine Decke, legten ihn in eine Kiste und gaben ihm noch eine Wärmflasche dazu, denn Krokodile sind bekanntlicherweise wechselwarme Tiere, das heißt, sie produzieren selbst keine ausreichende Körperwärme, vielmehr paßt sich ihre Körpertemperatur der Außentemperatur an. Als wir mitten in der Nacht in Dresden ankamen und die Kiste öffneten, fanden wir unseren Max in Kältestarre. Die Wärmflasche hatte langsam ihre Heizkraft verloren, und mit dem Sinken der Außentemperatur war Max in den Starrezustand verfallen. Er rührte sich nicht. Man hätte glauben können, er sei erst vor kurzer Zeit gestorben. Als wir am nächsten Morgen die Kiste zum zweiten Male öffneten, war Max durch die hohe Temperatur, die in unserem Terrarium kaum unter 28 Grad sinkt, wieder warm geworden und damit zu neuem Leben erwacht. Er fauchte uns an. Aber das ist nicht die einzige Möglichkeit für Krokodile, Laute von sich zu geben. So können zum Beispiel Alligatoren auch bellen und Jungtiere quaken wie Frösche. Man braucht nur die Tür des Terrariums zu öffnen, in dem sich unsere Kaimankinder, die erst eine Länge von 35 cm erreicht haben, befinden — sofort lassen die kleinen Panzerechsen, offensichtlich in Erwartung des Futters, ihr seltsames Quaken hören. Vorsicht, Finger weg! ist allerdings beim Umgang mit Krokodilen erstes Gebot, denn auch die Kleinsten unter ihnen schnappen schon nach allem, was sich vor ihrer Schnauze bewegt. Max liegt den ganzen Tag, ohne sich zu bewegen, im Wasser. Ihn kann nichts aus der Ruhe bringen, nur, wenn der Tierpfleger den Schlüssel in das Schloß der Tür seines Terrariums steckt, wird er munter. Das ist bei ihm das Zeichen zum Beginn der Mahlzeit. Er hebt den Kopf und öffnet weit das Maul, dessen Kiefer mit spitzen, kegelförmigen Zähnen dicht besetzt sind. In dieser Haltung erwartet er das Pferddekotelett, das ihm, an einem Holzstab aufgespießt, gereicht wird. Hin und wieder erhält er auch einmal ein totes Meerschweinchen. Während

der übrigen Zeit aber liegt Max wie versteinert in seinem Becken und rührt sich kaum.

Während ich diese Zeilen niederschreibe, kommt mich Jacki, unser Schimpansenjunge, besuchen. Er sollte gerade gewaschen werden, macht aber einen kleinen Abstecher ins Wohnzimmer. Er klettert auf die Couch, springt auf einen Polstersessel und von da aufs Fensterbrett. Dort sitzt er eine kleine Weile und schaut auf die im Winde schaukelnden Zweige der Bäume, die vor dem Fenster stehen. Lange kann ihn auch dieses Bild nicht fesseln. Schon sitzt er bei mir auf dem Schreibtisch, nimmt meine Hand, zieht mich vom Stuhl, klettert an mir hoch, hängt sich an meinem Arm verkehrt auf und steckt seinen Kopf zwischen meine Beine. Als er jedoch versucht, mit aller Gewalt mir die Hosen zu zerreißen, gebe ich ihm eine Ohrfeige, worauf Jacki mit geckernden Lauten durch die Tür verschwindet.

Welch ein Unterschied zwischen Max und ihm. Auf der einen Seite das Krokodil, das stundenlang auf einem Flecke liegen kann, ohne nur das geringste Zeichen einer Teilnahme am Geschehen seiner Umwelt von sich zu geben und nichts nach außen kundtut von seiner inneren Stimmung. Auf der anderen Seite der Schimpanse, dessen Mienenspiel sich in jedem Augenblick ändert, der gespannt am Fenster sitzt, mit gespitztem Mund auf der Couch umherspringt oder im Ärger über die Ohrfeige, die Lippen hochzieht und geckernde Schreie ausstößt. Dieser Wechsel im Spiel der Gebärde vollzieht sich in weniger als einer Minute. Muskeln, die bei niederen Säugetieren die Ohren aufstellen, die Nase schnuppernd nach links oder rechts ziehen oder bei Reptilien die Nasenlöcher schließen und öffnen, stehen beim Affen im Dienst mimischer Ausdrucksformen. Je höher wir im System der Tiere hinaufsteigen, je größer und damit auch leistungsfähiger das Gehirn wird, um so abwechslungsreicher sind auch die Gebärden, mit denen das Tier seine Stimmung kundgibt. Welch ein großer Unterschied besteht beispielsweise zwischen dem Gesicht einer Ratte und dem eines Raubtieres. Während das Raubtier seine Nase in Falten legen kann und bei größter Erregung die Lippen hochzieht, wobei die langen dolchartigen Eckzähne sichtbar werden und heiseres Fauchen ausstößt, ist es der Ratte nicht vergönnt und noch weniger dem Krokodil, sein Mienenspiel je nach den Gefühlswallungen zu verändern. So werden im Laufe der Entwicklung des Lebens auf unserer Erde die Organismen nicht nur komplizierter in ihrem Körperbau, sondern ihre Gefühlslebnisse werden zahlreicher und ihre Ausdrucksformen vielseitiger.

## *Ein trefflicher Straußenvater*

Als ich den letzten großen Tiertransport in Hannover zusammenstellte, ging es mir in erster Linie darum, Tiere zu erwerben, die charakteristische Vertreter ihrer Verbreitungsgebiete sind. Deshalb kamen Pinguine und Nandus, die Pampasstraße, aber auch Bisons, Fliegende Hunde und Gürteltier zu uns. Welcher Junge kennt nicht den amerikanischen Indianerbüffel, den Bison, wer hat noch nicht von der Vogel-Strauß-Politik gesprochen? All diese Tiere müssen wir auch bemüht sein, dem Zoobesucher

zu zeigen und dabei über deren Lebensgewohnheiten Aufklärung zu geben, wobei sich allerdings herausstellt, daß manches, was über die Tiere berichtet wird, nicht stimmt, daß eben z. B. der Strauß bei Gefahr seinen Kopf nicht in den Sand steckt. Aber auch viele andere Gesichtspunkte wollen beim Einkauf von Tieren berücksichtigt werden. Zu leicht wird man verleitet, bei der reichen Auswahl von Tieren seine Wünsche zu hoch zu stecken. Wie gern hätte ich die beiden Brillenbären gekauft, die mir in Ahlfeld angeboten wurden. Es sind im Tierhandel überaus seltene Bären der südamerikanischen Anden, die erst in letzter Zeit nach Europa gekommen sind und mit zu den zoologischen „Leckerbissen“ in unseren Gärten gehören. Aber erstens hätten wir für diese beiden Gesellen keine Unterkunft und zweitens muß mitunter das „Zoologenherz“ schweigen, denn der Wunsch unserer Besucher geht natürlich vor. Lange habe ich auch vor den Behältern der fliegenden Smaragde, der Kolibris gegessen, jedoch ist ihre Haltung überaus schwierig, und das große Risiko können wir uns bei den wertvollen Devisen, die uns unsere Regierung auch im vergangenen Jahr für Tiereinkäufe großzügig zur Verfügung stellte — da uns noch so viele andere wichtige Tiere fehlen —, vorläufig nicht leisten. Also mußte auch dieser Wunsch unterdrückt werden. Außerdem galt es zu berücksichtigen, daß die Jahreszeit schon weit fortgeschritten war und der Transport mitten im Winter durchgeführt werden würde, es mußten also Tiere sein, die auch Kälte aushalten.

Die Nandus waren geeignet, eine Umquartierung nach Dresden mitzumachen. Die Pampasstraüße, besonders die südlichste Art, vertragen auch tiefe Temperaturen, wie sie bei uns im Winter auftreten. In ihrer Heimat setzen sie viel Fett an, wovon besonders die Fettpolster am Bürgel bei den Eingeborenen als ein Leckerbissen gelten soll. Der Pampasstrauß wird von den Gauchos und den Pampasindianern mit der Bola, mit den Wurfkugeln, gejagt. An langen Seilen sind Eisenkugeln befestigt, die der Reiter über den Kopf schwingt und auf den flüchtigen Strauß wirft.

Die schweren Kugeln schlingen sich mit den Seilen um den Körper des Vogels und werfen ihn zu Boden. Leicht wird er nun die Beute des Jägers. Die Fettbildung der im Süden lebenden Straüße stellt eine Anpassung an ihre Umwelt dar. Sie müssen sich gegen Kälte schützen und vor allem auch für die an Nahrung knappe Jahreszeit vorbereiten. Auch die von Federn überdachten Nasenlöcher der Pampasstraüße sind als eine Anpassung an die staubigen Steppen zu betrachten.

Das Interessanteste jedoch an diesen Straüßen ist ihre Brutpflege und die Betreuung der Nachkommen. Beides liegt nämlich ganz in den „Händen“ der Straußenväter. Man kann mitunter in freier Wildbahn auf männliche Pampasstraüße treffen, die eine Schar von zwanzig und mehr Jungen verschiedenen Alters führen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind dabei auch Adoptivkinder.

Hoffen wir, daß auch unser Pärchen zum Brutgeschäft schreitet. Vorläufig sind sie noch etwas scheu. Ursprünglich hatten wir sie in das Gehege der Bergkänguruhs gesetzt, aber die nahmen es uns sehr übel, daß wir ihnen plötzlich Untermieter einquartierten, und jagten die Straüße durch das Gehege. Auch der im Nachbargehege untergebrachte Zebrahengst war gar nicht sehr liebenswürdig zu den Neueingetroffenen und versuchte immer wieder durch das Gitter hindurch nach ihnen zu beißen, so daß wir uns schließlich gezwungen sahen, unseren Nandus ein eigenes Gehege zuzuteilen.

In Gefangenschaft beginnt die Legezeit meist Ende Mai, Anfang Juni. In Zwischenräumen von je 2 Tagen legt die Nanduhenne etwa 8 bis 12 Eier. In den Pampas jedoch beginnen sie im Dezember zu brüten. Dem Brutgeschäft voraus geht natürlich die eigentliche Paarung, die mit der Balz eingeleitet wird. Dabei bläst sich der Vogel förmlich auf, streckt den Hals in die Höhe und spreizt die Flügel ab. So will er seiner Schönen imponieren. Die Lebensweise unserer Nandus verspricht also dem aufmerksamen Zoo-besucher sehr viele interessante Beobachtungen.

*Der Nandu ist dem afrikanischen Strauß ähnlich, jedoch bedeutend kleiner*





*Die langen Hufe der Sitatungaantilope verhindern das Einsinken in den Sumpfboden*

## *Die leichtfüßige Sitatunga*

„Über 6 Kilometer fuhren wir auf die erstaunliche Erscheinung zu und hielten erst an, als wir nur noch ein paar hundert Meter von ihr entfernt waren. Es war Wild. Und da, gerade vor uns, befand sich die vorderste Linie. Und was für eine Linie! Mindestens zehn Millionen Stück von Zebras und Gnus bedeckten kilometerweit das Feld vor uns. Ich bin mir vollständig darüber klar, wie übertrieben diese Behauptung klingt. Wenn ich nicht eine Stunde darauf verwendet hätte, eine Zahl zu errechnen, die ungefähr die Größe dieser unglaublichen Herde angeben könnte, würde ich gar nicht daran denken, meine Schätzung niederzuschreiben. Die Front der riesigen Herde war 16 Kilometer breit. Wir konnten etwa 45 Kilometer weit die Hänge des Ngorongoro überblicken: und soweit das Auge reichte, sah es Tiere und wieder Tiere!“

Dieser Bericht eines Afrikaforschers stammt aus dem Jahre 1929. Wahrscheinlich, es klingt unglaublich, was hier berichtet wird. Aber — so unvorstellbar es für uns auch ist, es entspricht den Tatsachen. Noch vor wenigen Jahren wurden die Steppen Afrikas von zahlreichen Wildherden bevölkert. Derartige Massenwanderungen allerdings, von denen hier erzählt wird, traten nur aller paar Jahre auf und wurden vielleicht durch einen erheblichen Wassermangel hervorgerufen, der sich durch eine zu lange Trockenheit erklärt. Heute hat sich das Bild gewandelt. Man muß schon weit in das Innere Afrikas vordringen, um auf Zebra- und Antilopenherden, die aus einer größeren Anzahl von Tieren bestehen, zu treffen.

Zu den Steppentieren gehören auch die schnellsten Läufer, die es in der Tierwelt gibt. Eine Gazelle legt 100 Meter in 3,7 Sekunden zurück und der Wildesel und der Strauß 100 Meter in 4 Sekunden. Sie erreichen also eine Stundengeschwindigkeit von 97 bzw. 90 Kilometern, eine recht ansehnliche Leistung.

Wenn wir an die tropischen Steppengebiete denken, so stellen wir uns meist die verbrannte, gelbe Grasfur vor, über der die heiße Sonne brüht. Nur selten wird dabei auch an die großen Temperaturunterschiede gedacht, die in der Steppe auftreten können. 40 Grad Celsius im Schatten in der Mittagszeit sind keine Seltenheit, aber 3 Grad Celsius in der Nacht gehören ebenfalls mancherorts mit in den Tagesablauf. Steppentiere müssen also derartige Temperaturunterschiede gut vertragen können. Werfen wir einen Blick auf die Bewohner der trocken-heißen Graslandschaften. Die meisten von ihnen leben in größeren Rudeln oder Herden; die Zahl ihrer Zehen ist gering, und ihre Vorderbeine sind länger als die Hinterbeine. Die beiden letzten Merkmale bedeuten eine Anpassung an das Steppenleben: die Rückbildung des fünfzehigen Fußes zu einem zweizehigen oder — wie es bei den Pferden der Fall ist — sogar einzeihigen Fuß läßt sie leichtfüßiger, schneller werden.

Im Herbst des Jahres 1953 hat der Dresdner Zoologische Garten von dem Zoo Antwerpen neben anderen Tieren auch eine Antilope als Geschenk erhalten. Allerdings gehört diese Art — es ist eine Sitatunga-Antilope, die zu den Sumpfantilopen gerechnet wird — nicht so sehr in das offene Steppenland, sondern vielmehr in feuchte Gebiete, in Sumpflandschaften, dorthin also, wo die Fiebertücken das Betreten dieser Gebiete für den Menschen überaus gefährlich werden lassen. Die langschaligen Hufe der Sitatunga hindern das Einsinken im feuchten Boden. Langsam setzt sie den einen Fuß vor den anderen, als wollte sie die Festigkeit der Unterlage prüfen. Ihr stumpfbraunes Fell steht in Büscheln vom Körper ab und zeigt an den Seiten weiße Flecke. Schöne, große dunkle Augen schauen den Besucher an, und in ständiger Bewegung richten sich die großen Ohren jeder Schallquelle zu.

Sie ist völlig zahm. Trotzdem darf man keine schnellen Bewegungen machen, wenn man sich bei ihr im Gehege befindet. Dann springt sie auf und kann sich leicht an den Gitterstäben verletzen. Tritt man aber langsam an sie heran, spricht leise mit ihr und streckt ihr ganz ruhig die Hand entgegen, dann kommt die feuchte, graue Nase und schnüffelt an der Hand, und dann leckt die lange Zunge, die Grasbüschel ergreifen und in das Maul ziehen kann, über die Hand — immer wieder, sie kann gar nicht genug bekommen. Dabei schauen mich ihre großen, dunklen wunderschönen Augen an.

Nur darf man sich nicht niederhocken, wie es eine Jungtierpflegerin heute tat. Schnell senkte „Sita“, wie wir unseren Antilopenjungen getauft haben, den Kopf und stieß mit seinen gewundenen Hörnern nach ihr. Offensichtlich hat es unserer Antilope von der ersten Stunde an bei uns gefallen, denn sie ist sofort an das Futter gegangen. Jeden Morgen ist ihre Krippe bis auf das letzte Körnchen geleert. In Afrikas Wildnis lebt die Sitatunga nur in kleinen Trupps, oft sogar paarweise oder einzeln. Bis weit über die Knöchel steht sie im Sumpf, um zu äsen, und bei Gefahr taucht sie ganz unter, nur der Kopf schaut dann noch über die Wasserfläche hinaus. Durch das zurückgezogene scheue Leben, das sie führt, kommt sie auch gar nicht häufig in die Zoologischen Gärten. Wir haben also allen Grund, auf unsere schöne Sitatunga stolz und dem Antwerpener Zoo dankbar zu sein, denn seit 1945 ist sie die erste Antilope, die im Dresdner Zoo ihren Einzug gehalten hat. Ich bin überzeugt, daß dieses reizende Geschöpf sehr bald viele Freunde finden wird — die wir nur um eins bitten: ihren Liebling nicht zu füttern; denn wir wollen doch noch recht lange in die wunderschönen, sanften Antilopenaugen schauen, du, ich und die vielen anderen Tierfreunde.

## Nachtgespenster

Nicht viel größer als ein Siebenschläfer ist der Zwerggalago, der kleine Halbaffe aus den Buschwäldern Westafrikas. Drei derartige Kobolde besitzt der Dresdner Zoologische Garten, denn wie Kobolde sehen sie wahrhaftig aus. Ihre großen runden Augen kennzeichnen sie als Nachttiere, und ihre Stimme soll dem Weinen eines Säuglings zum Verwechseln ähnlich sein. Leider haben sie diesen Ruf bei uns noch nicht ertönen lassen. Als ich sie im Herbst vorigen Jahres aus Frankfurt am Main in einer kleinen Kiste mit nach Dresden brachte, setzte ich sie in ein Vogelbauer und nahm sie mit in meine Wohnung, um sie besser beobachten zu können. Vor allem aber wollte ich dieses Kleinkindergeschrei einmal hören und wenn möglich mit dem Magnetophon auf Band aufnehmen. Leider aber taten sie mir diesen Gefallen nicht. Den ganzen lieben langen Tag lagen sie wie kleine Wollknäuel zusammengekugelt, im Heu verkrochen, in der Ecke ihres Käfigs. Erst wenn die Sonne gesunken war und sich ein Halbdämmer im Zimmer verbreitete, wurden sie munter. Drei kleine Köpfchen mit spitzen Näschen und großen Kulleraugen schauten aus dem Heu hervor. Dann sprang der Mutigste von ihnen — oder soll ich ihn besser den Unvorsichtigsten nennen? — aus der Ecke hervor, hüpfte wie ein Känguruh auf einen Zweig, sprang wieder zum Boden, schnüffelte an der Futterschale, fraß ein Stückchen Banane, schleckte am Reisbrei herum, verspeiste dann wieder ein Stückchen Apfel und hüpfte wieder auf den Ast, um seine Umgebung zu mustern. In der Zwischenzeit wagten sich auch die anderen beiden hervor. Sie waren bedeutend scheuer. Mit größter

Vorsicht kamen sie an den „Abendbrottisch“ und unterbrachen ihre Mahlzeit immer wieder, um zu lauschen. Ich getraute mir in meiner unbequemen Lage — lang ausgestreckt lag ich vor dem Käfig auf dem Boden — kaum zu atmen. Verursachte ich nur ein ganz geringes Geräusch, so flüchteten alle drei wieder in ihre Ecke zurück, und als erster erschien immer wieder derselbe.

Es ist geradezu bewunderswert, wie beweglich die papierdünnen Ohren dieser kleinen Koboide sind. Man kann sie eigentlich nur mit den pergamentartigen Ohren der Fledermäuse vergleichen. Wenn die Galagos schlafen, krepeln sie ihre Ohren ein und stülpen sie nach innen, so daß der Gehörgang dicht verschlossen wird. Werden sie munter, so entfalten sich auch die Ohren wieder. Aber schreien hörte ich sie nie. Die Buren haben den Galagos den Spitznamen „Bushbabies“ gegeben. Schade, daß sie bei uns ihrem Namen gar keine Ehre machen. Eines Abends, als ich wieder lange Zeit vergeblich vor ihrem Käfig gehockt hatte, ging ich schließlich ziemlich übermüdet ins Bett, um am nächsten Morgen zeitig aufzustehen, in der Hoffnung, daß sie vielleicht früh morgens ihre Stimme ertönen lassen und ich das Glück haben könnte, sie zu hören. Als ich am nächsten Morgen auf leisen Sohlen in das Tierzimmer schlich, in dem auch die Schimpansen des Nachts untergebracht sind, fand ich zu meiner größten Bestürzung den Vogelbauer leer. Meine Galagos hatten sich aus dem Staube gemacht. Ich suchte hinter der Dampfheizung, im Transportkäfig der Schimpansen, auf der Gardinenstange, nirgends waren sie zu finden. Als ich mich schließlich hinter den Schlafkäfig der Schimpansen zwängte, sah ich sie alle drei. Eng aneinander gekuschelt, lagen sie an der schmalsten Stelle zwischen Käfig und Wand. Leise wollte ich auf meine Ausreißer zukriechen, aber schon nach der ersten Bewegung entknitterten sich sechs Ohren, und drei große Augenpaare schauten mich an. Aber ich hatte sie sicher, denn ein Zurückweichen gab es für meine „Bushbabie“ nicht. Also zugefaßt. Aber im gleichen Augenblick glaubte ich, daß mir zehn spitze Nähnadeln in den Finger gefahren waren. Die kleinen Kerlchen bissen sehr empfindlich. Trotzdem ließ ich sie nicht los, bis alle drei wieder in ihrem Bauer gelandet waren.

Mancher Leser wird sich wundern und den Kopf schütteln, wenn er hört, wie ich bemüht bin, die Stimme der Tiere zu hören und sie mit dem Magnetophon aufzufangen. Aber das ist durchaus kein Steckenpferd von mir, wie man denken könnte, sondern es ist auch für die Wissenschaft interessant, die Stimmen nahe verwandter Tiere vergleichen zu können, ihre Entwicklung im Verlaufe des Lebens des jeweiligen Tieres zu verfolgen und die Bedeutung der einzelnen Laute zu erforschen, denn aus diesen Beobachtungen lassen sich wertvolle Schlußfolgerungen tierpsychologischer Art ziehen, die letzten Endes auch für die „Wissenschaft vom Menschen“ Bedeutung haben. Aber man stelle sich das nicht so einfach vor. Tiere kommen nicht auf unsere Bitte hin ans Mikrofon, um uns etwas in ihrer „Sprache“ zu erzählen. Sie finden das Mikrofon und den ganzen umständlichen Apparat, der daran hängt, durchaus nicht vertrauenerweckend, und manche verstummen beim Anblick unserer Ausrüstung so lange, bis wir den Raum verlassen haben. Aber ich werde es nicht auf-

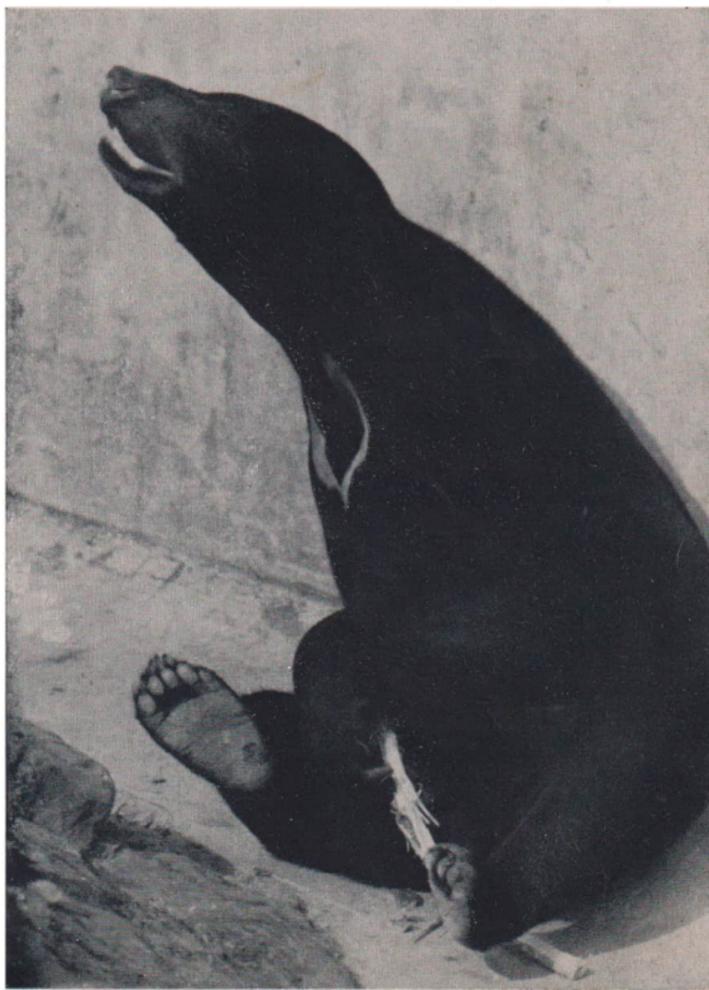
geben. Natürlich ist es auch für jeden Besucher interessant, die Tiere zu belauschen. Morgens gegen 9 Uhr werden zum Beispiel die Hyänen gefüttert. Wenn sie ihre Tierpflegerin erblicken, stoßen sie ein Gelächter aus, daß man meinen könnte, es wäre die Geräuschkulisse aus der Walpurgisnacht zu hören. Vom Becken der Seelöwen klingt das „Gauksen“ dieser Robben herüber. Dazwischen ertönt der seltsame Ruf des Pfaus. Nicht viel später darf Carla ihre Freianlage betreten, was sie ganz nach Elefantenart mit einem lauten Quietschen, mit Trompetenstößen und tiefem Kollern tut.

*Große runde Augen kennzeichnen den Galago als Nachttier*



## *Auch Tiere spielen*

Wer in den späten Nachmittagsstunden den Dresdner Zoologischen Garten besucht, wird nicht umhin können, an der Freianlage unseres Malayenbären längere Zeit zu verweilen. Während Jonny, wie der zwar erwachsene, aber gegenüber den allgemein bekannten Braunbären doch verhältnismäßig kleine schwarze Geselle in Hannover getauft worden ist, die frühen Vormittagsstunden in seinem Nachtstall verschläft und die Mittagszeit dazu benutzt, um von den Besuchern Leckerbissen zu erbetteln, erwacht in ihm kurz vor Sonnenuntergang der Trieb zu spielen. Meist erwählt er sich zu diesem seltsamen Zeitvertreib einen trockenen Ast aus,



*Jonny, der Malayenbär, bettelt die Besucher an*

den er, auf den Hinterbeinen stehend, über die Schultern wirft, dann wieder im Maule herumträgt oder sogar als Wurfgeschöß benutzt und mit seinen Tatzen den Knüppel durchs Gehege wirbelt. Fällt der Ast bei diesem ausgelassenen Spiel einmal ins Wasser, dann scheut sich der Bär keineswegs, auch in das kühle Naß hineinzuspringen. Mit dem durch Tatzenschläge davonfliegenden Stock ergißt sich oft auch ein kleiner Wasserschauer über die lachenden Besucher. Jonny ist bestimmt zur Zeit der lustigste Geselle, den unser Zoologischer Garten beherbergt. Er beweist uns, daß Tiere spielen.



*Braunbärenkinder müssen mit ihren Tatzen alles untersuchen*



*Noch ist es Spiel, wenn die beiden jungen Leoparden ihren Tierpfleger anspringen*

Jedem Katzenfreund wird bekannt sein, daß die Katzenkinder sehr gern mit dem Schwanz der Mutter spielen. Sie schlagen mit ihrem kleinen Pfötchen nach der Schwanzspitze, genauso wie man es auch bei jungen Löwen beobachten kann, die das gleiche Spiel mit dem Schwanz ihrer Mutter ausführen. Auch unser Junglöwe Simba, der bereits im Alter von zehn Wochen von seiner Mutter abgesetzt worden ist, liebt diese Spiele mit der lebenden Scheinbeute. Nur allzugern kommt er der Aufforderung zum Spielen nach. Man braucht sich nur zu verstecken, vielleicht hinter einem Baum geduckt hervorzuschauen, schon geht auch Simba in Deckung. Dann springt er, jede weitere Deckung geschickt benutzend, heran, um schließlich zum endgültigen, aber vorläufig noch harmlosen Angriff überzugehen. Hierbei wird es gut sein, wenn man besonders auf seine Hosen achtet, denn sie sind für ihn ein bevorzugtes Angriffsziel.

Was aber bedeuten diese Spiele? Zum größten Teil werden sie aus den Instinkthandlungen hervorgehen. So ist zum Beispiel erst in jüngster Zeit festgestellt worden, daß die Schaukelbewegung, die jede Mutter mit ihrem

Säugling auf dem Arm ausführt, besonders aber dann, wenn der kleine schreiende Erdenbürger beruhigt werden soll, eine angeborene, instinktiv ablaufende Handlung ist, die, und das mag sehr seltsam klingen, zu dem Brutpflegeverhalten des Menschen gehört. Ein zweijähriges Mädchen, das noch niemals eine Mutter mit Wickelkind gesehen hatte, bekam seine erste Puppe geschenkt. Kaum hatte es diese erblickt, nahm es das Püppchen auch schon auf den Arm und führte die bekannten Schaukelbewegungen des Oberkörpers aus. In diesem Falle könnte man von einem Spiel mit der Attrappe sprechen. Ähnliches ist auch in der Tierwelt häufig zu finden. Auch leblose Dinge können dem Tier zum Spiele dienen. Wollknäuel, Papierkugeln, Holzstückchen oder Garnröllchen werden von Katzen besonders gern als Scheinbeute verwendet. Dabei ist dieses Spiel eine gute Vorbereitung für die später notwendige Jagd auf Mäuse und andere lebende Beute. Eine Frage scheint von besonderem Interesse zu sein: Benutzen Tiere auch Puppen zum Spiel wie Menschenkinder das tun? Eine richtige Puppe, wie wir sie in jedem Spielwarengeschäft kaufen können, wäre allenfalls ein Spielzeug für Affen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß diese vierhändigen Wesen an derartigen Dingen wenig Interesse haben. Aber wir machen ja auch bei unseren Kindern die Beobachtung, daß ein längliches Holzstück durchaus zur Puppe werden kann, sogar in den Wagen gelegt und herumgefahren wird. Hierzu gibt es jedoch unter den Tieren nur wenige Parallelen. Bei Vögeln, die auf dem Erdboden brüten, ist beobachtet worden, daß sie mitunter einen runden Kiesel in ihr Nest legen und wie ein richtiges Ei bebrüten. Bedeutend häufiger kommt es vor, daß lebende Jungtiere ganz anderer Tierarten wie eigene Kinder aufgezogen

*Neben ihrem eigenen Kind zog die Hauskatze noch einen kleinen Feldhasen auf*



und behandelt werden. So wurde uns vor einigen Wochen eine Katzenmutter mit einem Jungkätzchen und einem jungen Feldhasen, den sie adoptiert hatte und genauso wie ihr eigenes Kind aufzog, säugte und fein säuberlich leckte, was übrigens dem Häschen nicht zu behagen schien, im Zoo von einem Tierfreund eingestellt. Leider ist das Häschen nach einiger Zeit gestorben, so daß die interessanten Beobachtungen nicht weitergeführt werden konnten und auch unsere große Hoffnung, im Zoo einen zahmen Feldhasen zeigen zu können, enttäuscht wurde. Allerdings handelt es sich hierbei um eine zwangsweise Adoption. Der Junghase war nicht von der Katze freiwillig angenommen, sondern ihr vielmehr untergeschoben worden.

Brehm berichtet, daß ein zahmer Pavian einer säugenden Hundemutter, die auf einer Straße Alexandriens lag, ein Junges stahl und mit diesem Hündchen im Arm auf Bäume und Mauern kletterte. An seinen Futternapf ließ der Pavian jedoch sein lebendes Spielzeug nicht heran. Das Hündchen war eben für ihn doch nur Spielzeug und nicht vollgültiger Ersatz für ein richtiges Affenkind. Daß Affenkinder ihre jüngeren Geschwister oft wie eigene Kinder behandeln, ist jedem bekannt, der einmal vor der Rhesusaffenfreianlage im Dresdner Zoo gestanden hat. Ja, selbst Vögel können sich bereits im Kindheitsalter an der Fütterung ihrer jüngeren Geschwister beteiligen und ihren Eltern helfen, für die ewig hungrigen Schnäbel Futter herbeizutragen. So ist also auch den Tieren das Spiel durchaus bekannt und wird besonders von Tierkindern gern geübt und damit auch — natürlich ungewollt — zur Freude unserer Zoo-besucher.

## *Bison und Indianer gehörten zusammen*

„Die Bisons, in den naturgeschichtlichen Werken so genau beschrieben, sind in dieser weiten Wildnis ein Gegenstand von großem Interesse und großer Wichtigkeit, da sie, gleich dem Wilden, vor der Annäherung der zivilisierten Menschen schnell verschwinden und in wenigen Jahren nur noch in Büchern und Bildern vorhanden sein werden.“ Diese Worte schreibt Catlin, ein amerikanischer Maler, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu den Indianerstämmen des fernen Westens Nordamerikas reiste, um ihr Leben, ihre Sitten und Gebräuche zu studieren. Sein Buch: „Die Indianer und die während eines achtjährigen Aufenthalts unter den wildesten ihrer Stämme erlebten Abenteuer und Schicksale“ gehört auch heute noch zu den wenigen guten Schilderungen, die wir über die Eingeborenen und die Tiere der nordamerikanischen Prärien haben. Leider sollte Catlin mit seiner Prophezeiung recht behalten. Das Vordringen der Zivilisation in Nordamerika, besonders gefördert durch den Bau der Pazifikeisenbahn, drängte nicht nur die Indianer zurück, sondern rottete auch den mächtigen Büffel, den bis zu 20 Zentner schwer werdenden Bison fast aus. Catlin hatte noch das Glück, riesige Herden dieser herrlichen Tiere zu sehen. Er schreibt: „In der Jagdzeit, im August bis September, versammeln sie sich an manchen Orten in solchen Mengen, daß die Prärien buchstäblich meilenweit ganz schwarz erscheinen. Man sieht

dann nicht selten mehrere Tausende, in eine Wolke von Staub gehüllt, die von den Stieren aufgewirbelt wird, die sich auf dem Boden wälzen oder wütend miteinander kämpfen. Die Stiere verfolgen beständig die Kühe, und die ganze Masse ist in steter Bewegung, wobei alle ein tiefes, dumpfes Gebrüll ausstoßen, das einem fernen Donner gleicht.“

Indianerbüffel sind im Dezember 1953 auch in unserem Dresdner Zoo eingetroffen. Es war ein schwieriges Stück Arbeit, die beiden mächtigen Tiere auszuladen. An die 25 Zentner wogen die Kisten, in denen sie die Reise nach Dresden angetreten hatten. Als es endlich gelungen war, diese schweren, an den Schmalseiten mit dicken Balken gesicherten Kisten an die neue Freianlage zu bringen — der Besucher schaut über einen Graben hinweg, frei ohne Gitter auf diese mächtigen Rinder —, wollte der Bulle seine Kiste nicht verlassen. Erst als wir auch die Kiste der Bisonkuh neben ihm aufgestellt und geöffnet hatten und die Ehegemahlin die neue Heimat betrat, bequemte sich der Bulle, den ersten Schritt in das Gehege zu tun. Unsere Hauptsorge aber war: Werden die an den Seiten aufgestellten Gitter halten? Bisons haben unvorstellbare Kräfte, und mit den Bullen ist meist nicht gut Kirschenessen. Vorläufig scheint es so zu sein, daß die starken Eisenstäbe, die über einen Meter in Zement im Boden gegründet sind, der Gewalt der Bisons trotzen. Dafür hat der Bulle aber seine Kräfte an der Futterkrippe ausgelassen, er hat sie völlig zu Brennholz zertrümmert. Wenn man in den Wintermonaten den Zoo besucht, kann man diese beiden gewaltigen Tiere in ihrem Gehege stehen sehen, wie ihnen der Atem dampfartig in der Kälte aus den Nasen quillt — unvorstellbar, wie großartig erst der Anblick einer ganzen Bisonherde sein muß, so wie ihn Catlin gehabt hat.

Büffelfleisch war die Hauptnahrung der nordamerikanischen Indianer. Mit dem Ausmerzen des Büffels war also auch das Leben der Indianer eingeeignet und ihre Tage gezählt. Leider hat der bekannte Buffalo Bill bei der Ausrottung der Bisons eine traurige Berühmtheit erlangt. War doch eine Jagdstrecke von mehreren hundert Büffeln an einem Tag keine Seltenheit. Welche Schwierigkeiten dagegen bereitete die Büffeljagd dem Indianer, der nicht mit der „Donnerbüchse“, sondern nur mit Pfeilen, Bogen und Lanze dem wehrhaften Riesen zu Leibe rückte. Aber lassen wir noch einmal Catlin selbst berichten:

„Bei der Jagd des Büffels entkleidet der Indianer gewöhnlich sich und sein Pferd, indem er den Schild, den Köcher und jedes Stück seiner Kleidung, das ihm hinderlich sein könnte, wegwirft; in die linke Hand nimmt er den Bogen und fünf oder sechs Pfeile, und an der rechten Hand hängt eine schwere Peitsche, die er auf unbarmherzige Weise gebraucht, um sein Pferd zum schnellsten Lauf anzutreiben. Diese Pferde sind so abgerichtet, daß der Indianer sich wenig des Zügels zu bedienen braucht, der auf dem Hals des Pferdes hängt, während es sich dem Büffel auf der rechten Seite nähert, wodurch der Reiter in den Stand gesetzt wird, seinen Pfeil nach der linken Seite hin abzuschießen; dies geschieht in dem Augenblick, wenn er im Vorbeijagen sich dem Herzen des Tieres gegenüberbefindet, das dann den tödlichen Pfeil bis an die Feder empfängt. Wenn der Indianer eine zahlreiche Herde verfolgt, so jagt er gewöhnlich dicht hinter ihr her, bis er ein Tier ausgewählt hat, das er dann so bald als möglich von den übrigen dadurch abzusondern sucht, daß er zwischen dieses und die Herde hineinspringt. Aber bei aller Vorsicht von seiten des Reiters,

und trotz des Scharfsinns seines Pferdes kommen dennoch Kollisionen vor; denn die Aufregung bei dieser Jagd ist so groß, daß Instinkt und Vernunft ihre Herrschaft verlieren und Roß und Reiter sich dem Tod entgegenstürzen, als geschähe es zum Zeitvertreib oder zum Vergnügen. Ich habe mich stets für sehr vorsichtig gehalten, allein ich bin in dies Delirium der Jagd verfallen und habe mich mehrmals, mit Staub und Blut bedeckt, von der Prärie erhoben, während meine Flinte zwanzig bis dreißig Schritte von mir mit zerbrochenem Schaft am Boden lag und mein Pferd, eine halbe englische Meile entfernt, ruhig weidete, auf der ganzen Prärie aber, so weit das Auge reichte, kein lebendes Wesen mehr zu erblicken war.“



*Zu Tausenden  
bevölkerten einst die Bisons  
die Prärien Nordamerikas*

## Tier und Aberglauben

Wer den Aufsatz über „Wilde und zahme Zootiere“ gelesen hatte, wird bei der Behauptung, daß jedes Tier eine bestimmte Fluchtentfernung zwischen seinen Feinden und sich selbst aufrechterhält, vielleicht Zweifel gehegt haben, denn es ist allgemein bekannt, daß es auf entlegenen, von Schiffen wenig angelaufenen Inseln noch verschiedene Robbenarten, Vögel, Schildkröten und andere Tiere gibt, die eine Annäherung des Menschen ohne weiteres dulden. Ja, es ist noch gar nicht allzulange her, daß die Robbenjäger mit Knüppeln unter die Robbenherden gingen, die sich auf den Sandbänken in die Sonne gelegt hatten und ihre Opfer ohne Mühe erschlugen. Die Tiere ergriffen dabei kaum die Flucht und dachten auch nicht daran, die zweibeinigen Feinde abzuwehren. Auf den Galapagosinseln sind heute die Vögel noch so arglos gegenüber den Menschen, daß man sie mitunter sogar streicheln und vom Boden aufheben kann. Offensichtlich hat bei diesen Tieren der völlige Mangel an Feinden zu einer Verstümmelung der natürlichen Fluchtreaktion geführt, was die Tiere nunmehr bei ihrer ersten Begegnung mit Menschen teuer bezahlen müssen. Wie lange noch, und die von den Zoologischen Gärten so begehrten Galapagos-Riesenschildkröten

*Nur noch etwa 110 Elbebiber leben im Gebiet zwischen Magdeburg und Torgau*



werden ausgerottet sein; wie lange noch, und der Wal, der heute mit großem Eifer gejagt wird, gehört der Vergangenheit an; wie lange noch, und nur Museen, Zoologische Gärten und Kulturfilme werden dann die letzten Naturdokumente über das Tierleben der afrikanischen Steppe liefern können!

An der Ausrottung vieler Tiere ist vor allem auch der Aberglaube des Menschen schuld gewesen. So gilt z. B. das Nashorn als Träger eines wundertätigen Verjüngungsmittels. Für das pulverisierte Horn werden erhebliche Summen gezahlt, weil man in ihm die überraschend wirkende Kraft verborgen glaubt. Zu Hunderten wurde deshalb das indische Panzernashorn abgeschossen und dem gleichen Schicksal geht mit noch größeren Schritten das Sumatranashorn und das Schuppennashorn entgegen. Es ist der interessanteste Versuch unternommen worden, zu beweisen, daß dieser Aberglaube mit dem sagenhaften Einhorn in Verbindung steht. Wird doch über dieses Einhorn berichtet, daß ein Pulver, aus seinem Horne hergestellt, gegen jegliche Vergiftung heile. Ähnliches wird auch von dem Horn des Panzernashorns behauptet.

So wurden in vergangenen Zeiten die Bezoarkugeln, die im Magen der Gemsen zu finden sind und nichts anderes als zusammengeballte und verfilzte Haarpakete darstellen, als ein gutes Heilmittel gegen Schwindel und Augenleiden angesehen und waren deshalb überaus gesucht. Viele dieser herrlichen Gebirgstiere mußten um dieses Aberglaubens willen ihr Leben lassen.

Die große Reihe der wertvollen Tiere, die ihre langsame Ausrottung dem Aberglauben und der Unwissenheit der Menschen verdanken, kann noch um sehr viele ergänzt werden. So wäre hier auch der Biber anzuführen, den man des Bibergeils, eines Drüsensekretes, wegen nachstellte, das Murmeltier, dessen Fett ein Heilmittel sein soll, und vor allem aber auch die Fledermaus, die als ein Abgesandter des satanischen Reiches angesehen wurde. Sie alle sind unschuldig Verfolgte, und die Einsicht, daß durch ihr Verschwinden unsere Heimat einen unersetzlichen Verlust erleidet, der oft sogar das biologische Gleichgewicht zwischen dem Schädling und seinen natürlichen Feinden verhängnisvoll für den Menschen verschiebt, kommt oft zu spät.

So ist es auch eine der vordringlichen Aufgaben der Zoologischen Gärten, aussterbende Tiere im Zoo zu züchten und schließlich wieder in freier Wildbahn auszusetzen. Zur Zeit tragen sich die Zoologischen Gärten der Deutschen Demokratischen Republik mit dem Gedanken, große Biberanlagen zu bauen und dieses zweitgrößte Nagetier der Erde in Gefangenschaft zu züchten. Bekanntlicherweise leben nur noch etwa 110 Biber im Gebiet zwischen Torgau und Magdeburg an der Elbe. Die gleiche Sorge gilt auch dem Steinbock, um dessen Weiterbestehen sich besonders die Zoologischen Gärten in der Schweiz bemüht haben, und das mit Erfolg. Der Alpensteinbock wurde in der Schweiz bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts ausgerottet. Es gelang aber nach vielen vergeblichen Versuchen, von den in Gefangenschaft gehaltenen Steinböcken Jungtiere zu bekommen und damit den Bestand so zu heben, daß man im Jahre 1911 wieder die ersten Steinböcke in freier Wildbahn aussetzen konnte.

## Denkt auch an die Tiere!

Ein sehr großer Teil der Briefe, die auf meinen Schreibtisch flattern, beschäftigt sich mit Fragen des Tierschutzes. Sei es, daß Tierfreunde mich auf das unmenschliche Verhalten eines Kutschers gegenüber seinen Pferden aufmerksam machen und bitten, diese Roheiten doch recht bald abzustellen — sei es, daß die Sorge des Briefschreibers unseren einheimischen Singvögeln gilt, die durch das Überhandnehmen der Katzen ernstlich gefährdet werden und ich deshalb aufgefordert werde, für eine Katzensteuer einzutreten — oder daß sich Katzenbesitzer (meist sind es Besitzerinnen!) beschweren, daß Nachbarn sich über ihre lieben Tierchen aufregen und sie am liebsten vergiften würden, weil sie ab und zu einmal, „aber natürlich ganz selten“, einen Vogel erbeuten. Ja, ich kann mit ziemlicher Sicherheit den Inhalt derartiger Briefe für die einzelnen Jahreszeiten prophezeien: im Frühling kommen die Klagen über wildernde Katzen; im Hochsommer wird — und das auch keineswegs unberechtigt — gegen die Ponykarussells Stellung genommen, und im Herbst treten meist die gekränkten Katzenbesitzer an mich heran.

Viele der vorgebrachten Klagen sind berechtigt. Können wir doch aus eigener Erfahrung ermaßen, wie der Bestand an Katzen in der letzten Zeit gewachsen ist, denn nicht selten werden uns diese Tiere zum Töten gebracht. Wir müssen jedoch ablehnen und auf das Tierasyl verweisen, weil die Gefahr, mit den kranken Katzen Staupe und andere seuchenartige Krankheiten einzuschleppen, für den Zoo zu groß ist. Das gleiche gilt auch für Hunde. Es ist kaum zu glauben, welch eine große Anzahl Hunde uns im Laufe des Jahres zum Geschenk angeboten werden, die wir ebenfalls an das Tierasyl verweisen. Dieser Überschuß an Hunden ist in erster Linie durch die Tatsache zu erklären, daß die Hundebesitzer sich von den niedlichen Hundekindern, die ihre Hündin ihnen — oft auch überraschend — beschert hat, nicht trennen wollen. Abnehmer finden sich aber für die kleinen Bastardhündchen auch keine, und so kommt der Tag, wo man sich aus steuerlichen Gründen trennen muß. Dann ist der Abschiedsschmerz groß, und um die Tötung zu vermeiden, will man sie dem Zoo schenken. Aber was soll der Zoo mit den vielen Hunden anfangen? Damit kommt die große Enttäuschung: die Hündchen müssen doch getötet werden — und das geschieht wiederum im Tierasyl auf fachmännische und schnelle Art. Dann fließen die Tränen, die man sich hätte ersparen können, wenn damals, als die Hundekinder das Licht der Welt erblickten, gleich die Entscheidung getroffen worden wäre, welche Tiere behalten und welche getötet werden müssen. Man hätte sich dann nicht erst so sehr an sie gewöhnt. Noch größer ist die Verantwortungslosigkeit gegenüber den Katzen. Sie schließen sich nicht so nahe an den Menschen an und werfen ihre Jungen meist an einem verborgenen Ort, ohne daß es sofort gemerkt wird. Und wird einem dann wirklich die Katzenfamilie zu groß, so setzt man die ganze Gesellschaft irgendwo in einem Trümmergrundstück aus. Welch eine Herzlosigkeit und Mangel an Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Tier spricht aus diesem Handeln. Natürlich sorgt die Katzenmutter für ihre Kinder. Sie beginnt zu wildern, und unsere einheimischen Singvogelnester werden von ihr geräubert. Das hätte vermieden werden können, wenn sich der Katzenbesitzer etwas mehr Gedanken über das Schicksal der ihm anvertrauten Wesen gemacht hätte. Jeder Tierfreund

darf nicht nur an das Wohlergehen seiner Zöglinge denken, sondern muß auch die anderen Tiere, die durch seine Lieblinge gefährdet werden, genauso lieben. Und das ist meist nicht der Fall. Gerade bei Katzenfreunden kann man sehr oft eine geradezu abgöttische Liebe zum Tier finden, und bittet man sie, doch etwas mehr auf das Kätzchen zu achten und es unter Aufsicht zu halten, dann bekommt man meist eine für den wahren Tierfreund unverständliche Antwort; die Vögel wären doch reichlich vorhanden. und das Gefressenwerden wäre nun mal ein ganz natürlicher Vorgang.

Nein, so geht es nicht. Man muß sich nicht nur seiner Verantwortung gegenüber dem Menschenbruder, sondern auch gegenüber dem Bruder Tier bewußt sein. Ich vertrete keine ins Sentimentale übersteigerte Tierliebe, die gedankenlos in ihren Konsequenzen ist — mir war z. B. eine ältere Frau bekannt, die jeden Abend eine Schale Milch in den Hof neben die Aschengrube stellte, damit die „armen Ratten“ auch ihre Milch haben — aber ich glaube, daß jeder Besitzer eines Tieres, sei es ein Wellensittich, ein Goldfisch, ein Hund oder ein Pferd, das von ihm gepflegt wird, diesem Lebewesen sein Dasein so erträglich wie nur möglich gestalten muß, denn diese Verpflichtung hat er übernommen, als er sich des Tieres annahm. Tiere sind kein Spielzeug, auch kein Ersatz für Kinder. Tiere sind ernstzunehmende Gefährten.

Besonders aber sollte auf den Umgang der Kinder mit Tieren geachtet werden. Sie können mitunter aus Unverständnis sehr herzlos sein, und wenn einer Fliege die Beine ausgerissen werden, so ist die Entschuldigung, die Fliege habe so ein primitives Nervensystem, daß sie den Schmerz nicht empfinden könne, wahrhaftig fehl am Platze. Wenn wir uns überlegen, was wir tun können, daß unsere Kinder geradezu selbstverständlich für den Frieden auf Erden eintreten, dann wird es gut sein, wenn wir beginnen, sie auch zur Liebe, zum Verständnis gegenüber dem Tier zu erziehen, und Tiere sind auch die bunten Falter auf der Wiese, die Spinne an der Wand, genauso wie das Pferd vor dem Wagen oder der Hund an der Leine des Blinden.

## *Die Konferenz in Kopenhagen*

Es war nicht gerade das beste Flugwetter, als ich mit einem Passagierflugzeug der tschechoslowakischen Luftlinie die Reise von Berlin nach Kopenhagen antrat. Gewitter hatten sich zusammgezogen und ließen nur hin und wieder einen Blick auf die norddeutsche Tiefebene frei, die unter uns vorbeizog. Bald schon erreichten wir die Küste. Unter uns lag die See und dehnte sich weit, bis zum Horizont. Schiffe, wie einer Spielzeugschachtel entnommen, zogen dahin. Aber auch dieses Bild währte nur kurze Zeit, denn jetzt kam die dänische Küste in Sicht. Unmittelbar am Strand hockten kleine, leuchtendweiß getünchte Fischerhütten zwischen grünen Wiesen. So verging die Zeit wahrhaftig „im Flug“, denn nur eine Stunde und fünfundvierzig Minuten braucht das Flugzeug, um Kopenhagen zu erreichen.

In Kopenhagen fand die Konferenz des Internationalen Verbandes von Direktoren Zoologischer Gärten statt. Auf der Tagesordnung standen sehr interessante Vorträge: Der Präsident des Verbandes und Direktor des Zoologischen Gartens von Kopenhagen, Reventlow, hatte einen Film über die künstliche Aufzucht eines Kodiakbären angekündigt, Professor Schneider über den Zahndurchbruch bei Junglöwen, Dr. Grzimek, Zoodirektor aus Frankfurt am Main, wollte über seine Reise in das Innere Afrikas und über Fang und Zählung afrikanischer Elefanten sprechen, während der Direktor des Zoologischen Gartens in Basel seine Erfahrung, die er bei der Aufzucht von Straußen gemacht hatte, mitteilen wollte. Diese Themen sind nur eine kleine Auswahl aus zwölf wissenschaftlichen Vorträgen, die auf dieser Konferenz gehalten wurden. Alle diese Vorträge hatten genauso wie die Gespräche, die man mit den Kollegen aus der ganzen Welt führen konnte, eine große praktische Bedeutung: sie gaben sehr wertvolle Hinweise für die Haltung, Pflege und Zucht wertvoller Zootiere. Es war ein Erfahrungsaustausch, wie er sein soll.

Natürlich war auch eine Führung durch den Zoologischen Garten von Kopenhagen vorgesehen. Dieser schöne, in einem großen Park gelegene Zoo hat in seinem Tierbestand große zoologische Seltenheiten aufzuweisen. So sah ich unter anderem zum ersten Male ein lebendes Okapi. Diese seltene und überaus zurückgezogene lebende Urwaldgiraffe kommt nicht häufig in Gefangenschaft. Ein großer Teil der Tiere stirbt kurz nach dem Fang, und auch von den wenigen Okapis, die nach Europa oder Amerika in die Zoologischen Gärten gelangt sind, leben nur noch einige. Das Kopenhagener Okapi allerdings ist schon mehrere Jahre im Zoo und hat sich gut eingewöhnt. Von seinen langhalsigen Verwandten, den Giraffen der Steppengebiete, waren sechs vertreten. Ein herrlicher Anblick, sechs dieser Riesen in einem kleinen Rudel vereint sehen zu können! Direktor Reventlow hatte auch eine neue Form für das Giraffenhäus gefunden. Es bestand aus einem Innenraum, einer Außenveranda für die Schlechtwetterzeit und dem eigentlichen Freigehege.

Reichhaltig war auch die Sammlung der verschiedenen Robbenarten. Neben den kalifornischen Seelöwen wurden Mähnenrobber, Kegelrobber, Seehunde und drei See-Elefanten gezeigt. Allerdings ist die Lage Kopenhagens für die Haltung dieser Robben sehr günstig: frischer Fisch ist immer in allen Sorten reichlich vorhanden.

Das Aquarium liegt nicht im Zoogelände, sondern ist einige Kilometer von Kopenhagen entfernt unmittelbar am Meer erbaut worden. Auch ihm kommt diese günstige Lage sehr zustatten. Das Salzwasser muß nicht wie in den meisten Aquarien künstlich hergestellt werden, sondern wird direkt aus dem Meer bezogen. Überraschend vielseitig war die Auswahl der zahlreichen Fische, Weichtiere und Schildkröten, die in diesem modernen Aquarium untergebracht waren. Karettschildkröten schwammen in den großen Behältern munter umher. In einem anderen Becken lag ein großer dicker Zitterwels, der gefährliche elektrische Schläge ausstrahlen kann, und nebenan schwebten Seepferdchen, teils mit gefüllten Bluträucherchen, durch das Wasser. Aber auch dort konnten wir nur kurze

Zeit bleiben, denn das Tagungsprogramm war sehr reichhaltig. Unter anderem stand noch die Besichtigung eines Hirschparkes mit Rot-, Dam- und Sikahirschen auf der Tagesordnung. Bei trübem Wetter erreichten wir den Wildpark mit einem Bus. Die Rothirsche schauten nur einmal kurz auf und ästen dann weiter. Ein Rudel Damhirsche zog an uns vorbei und verschwand im nahen Wald. Ich mußte an unseren schönen Wildpark in Moritzburg denken, wo ebenfalls die Möglichkeit bestand, das Wild unserer heimatlichen Wälder aus nächster Nähe zu betrachten.

Das Wertvollste aber war, wie ich bereits sagte, der Erfahrungsaustausch. Dr. Seitz vom Zoologischen Garten in Nürnberg gab mir wichtige Hinweise für die Fütterung der afrikanischen Strauße. Über die Behandlung der Mundfäule bei Schimpansen erzählte mir Frau Grzimek, die zur Zeit drei Gorillakinder aufzieht, und Direktor Gerald Iles von Manchester berichtete über „Zucht von Giraffen“ und die wichtigen Beobachtungen, die er dabei gemacht hatte.

Jeder Tiergärtner ist auf die Erfahrungen des anderen angewiesen. Mancher Verlust eines wertvollen Tieres könnte vermieden werden, wenn man von den Fehlern und Erfolgen wissen würde, die auf dem Gebiet der Pflege und Fütterung schon in anderen Gärten der Welt zu verzeichnen sind. Dieses Wissen also zu erweitern, diente auch diese Konferenz. Mit vielen Notizen und Anregungen bestieg ich nach sechs Tagen wieder das Flugzeug, um die Heimreise nach Dresden anzutreten. Unseren Tieren soll das in Kopenhagen Gehörte und Gesehene zugute kommen.

## *Der Winter kann kommen*

Wenn der Rothirsch seinen Brunstruf ertönen läßt, wenn die Zugvögel unruhig in ihren Käfigen und Volieren umherflattern, wenn die Kinder Kastanien und Eicheln in großen bis zum Rande gefüllten Säcken in den Zoo bringen, so viel, daß sämtliche Hirsche und Wildschweine der Wälder rings um Dresden sattgefüttert werden könnten — dann ist es allerdings höchste Zeit, an die Vorbereitungen für den Winter zu denken. Noch einmal werden die Heizanlagen überprüft und als erste die Dampfheizung im Affenhaus wieder in Betrieb genommen. Unsere vierhändigen Gäste sind nämlich gegen Kälte oft sehr empfindlich, besonders wenn ihre Heimatgebiete die tropischen, feuchtheißen Urwälder sind. Das trifft im Dresdner Zoo in erster Linie für die Kapuzineraffen und den Wollaffen zu, die aus dem äquatorialen Südamerika stammen. Selbstverständlich dürfen sie auch an kühlen Tagen noch in ihre Außenkäfige hinaus, aber nur solange die Sonne scheint und das Wetter trocken ist. Feuchte Kälte vertragen sie keinesfalls. Als Nachtlager benutzen die Kapuzineraffen eine dicke Woldecke, die sie sich mitunter sogar über den Kopf ziehen, wenn es ihnen zu kühl wird. Hat sich trotz aller Vorsichtsmaßnahmen doch einer erkältet, so wird eine Heizsonne an den Käfig gestellt, die dem Patiententemperatur zusätzlich Wärme spendet.

Natürlich gibt es auch bedeutend unempfindlichere Affenarten, wie Rhesusaffen und Paviane, die Sommer und Winter im Freien sein können und nur nachts leicht temperierte Käfige beanspruchen. Ja, unsere Rhesusaffen auf der Freianlage kennen überhaupt keine geheizten Räume. Sie bewohnen nur ein Holzhäuschen, das sie nach Belieben bei jedem Wetter aufsuchen oder auch verlassen können.

Aber nicht nur die Beheizung der Tierhäuser, sondern vor allem auch die Bevorratung von Futter gehört zu den Vorbereitungen auf den Winter. Viele unserer Tiere, insbesondere die Affen, aber auch manche exotischen Vögel, wie zum Beispiel der Pfefferfresser, müssen vorwiegend mit Obst ernährt werden. Es gilt also vor allem spätreifende Äpfel und Birnen einzukellern und andere Obstsorten, die nicht über längere Zeit hinweg gelagert werden können, wie Pflaumen, Pfirsiche, Aprikosen, Kirschen, einzukochen. Dabei verlorengelungene Vitamine werden durch Vitamin-tabletten ersetzt.

Bald müssen auch die Kreuzottern, Blindschleichen und Ringelnattern aus dem Freilandterrarium herausgefangen werden, denn für sie ist dort keine geeignete Überwinterungsmöglichkeit. Die griechischen Landschildkröten haben auch ihre Freianlage verlassen und sind in das gut geheizte Terrarium übersiedelt, wo die Reptilien heißer Länder untergebracht sind, die keinen Winterschlaf kennen. Allerdings, das sei hier festgestellt, machen manche exotischen Tiere eine Trockenschlafperiode durch. Wenn der Amazonas nach der Überschwemmung seiner Randwälder wieder zurückweicht und die toten Flußarme, flachen Seen und Sümpfe immer mehr austrocknen, begeben sich die Kaimane (Krokodile) zur Sommerruhe. Von einer dichten Schlammkruste bedeckt, liegen sie oft zu Hunderten und warten, bis der Strom wieder steigt und die Seen füllt. Auch von manchen Halbaffen Madagaskars wird berichtet, daß sie einen ähnlichen Sommerschlaf durchmachen.

Von den Zootieren halten nur wenige einen Winterschlaf. Unser einheimischer Hamster und auch der als Versuchstier in letzter Zeit sehr bekanntgewordene Goldhamster können in einen Winterschlaf verfallen, wenn sie in ungeheizten Räumen gehalten werden. Kalt und scheinbar leblos liegen sie dann in ihren Behältern, wachen aber sehr bald auf, wenn sie in geheizte Räume gebracht werden.

Aber auch an die Ernährung unserer Schlangen muß gedacht werden. Viele von ihnen ernähren sich vorwiegend von Fröschen. Deshalb müssen Frösche eingekellert werden.

Während also ein großer Teil der Zootiere im Winter geheizte Häuser bezieht, bleiben andere in ihren Freigehegen und suchen nur nachts oder wenn der eisige Wind zu grimmig weht, ihre Hütten auf. Nicht selten wird man in den Wintermonaten die Kamele im Schneegestöber stehen sehen. Das ist nicht verwunderlich, denn auch in der asiatischen Heimat dieser Tiere setzt der Winter hart ein, und darüber hinaus schützen sich die Kamele durch ein dickes Winterfell gegen die Kälte. Rothirsch und Damhirsch legen ebenfalls ein Winterfell an.

Wenn dann die erste Eiskruste sich auf den Teichen bildet, müssen die empfindlichen Stelzvögel vor der Gefahr des Einfrierens geschützt werden. Zu leicht können sie sich Frostschäden an den Stelzen zuziehen. Des-

halb werden die Flamingos und Störche, wenn die Kälte zu hart wird, in frostfreie Räume gebracht, dürfen aber an den sonnigeren Wintertagen wieder auf ihre Freianlage hinaus.

So gibt es alle Hände voll zu tun, um der kalten Jahreszeit vorbereitet entgegenzutreten zu können. Müssen wir doch den Tieren, die in unseren oder polaren Regionen beheimatet sind, Ersatz für die Vorbereitungen bieten, die sie in freier Wildbahn selbst treffen. Viele Vögel ziehen nach dem warmen Süden ab, wo reichlich Futter vorhanden ist, das sie auch im Winter ernährt. Manche Säugetiere tragen Futter in ihren Bau und polstern sich ihre Schlafkammern aus, um sich wohlgerüstet zum langen Winterschlaf niederzulegen. Dann kann der Winter kommen.

*Obwohl die Seelöwen an der warmen kalifornischen Küste zu Hause sind, vertragen sie unseren Winter gut*



### *Erklärungen zu den Bildern*

- Titelbild Der Wolf ist auch in Mitteleuropa noch nicht ausgestorben. Hin und wieder kommen Berichte über Wölfe, die in Tirol oder in in der Schweiz gesichtet wurden.
- Seite 6 Pinguine gibt es nur auf der südlichen Erdhälfte. Die Humboldt-pinguine gehören zu den kleinsten, die Königs- und Kaiser-pinguine zu den größten Arten.
- Seite 11 Während der afrikanische Strauß deutliche Geschlechtsunter-schiede in der Färbung des Gefeders zeigt, sind Hahn und Henne des Nandus fast nicht voneinander zu unterscheiden.
- Seite 12 Die Sitatungaantilope ist den Buschböcken ähnlich und verwandt. Die meisten Antilopenarten leben in Afrika. Von Asien ge-langen die Hirschziegenantilopen und die Nilgauantilopen in unsere Zoologischen Gärten.
- Seite 16 Die Galagos gehören zu den Halbaffen. Breite Greifflächen der Fingerspitzen erleichtern ihnen das Klettern und das Haften an glatten Flächen. Die Hinterbeine sind lang und dienen vorwiegend zum Springen.
- Seite 17 Ein kurzes, glattes, schwarzglänzendes Fell, ein gelblicher Hals-latz, kleine runde Ohren und nach innen gebogene Beine kenn-zeichnen den Malaienbären. In freier Wildbahn ist er ein ge-fährlicher Gegner.
- Seite 18 Braunbärenkinder sind nicht größer als eine Ratte, wenn sie ge-boren werden. In den Monaten Januar bis Anfang März kommen sie zur Welt.
- Seite 19 Meist ist in den Spielen schon etwas von dem Ernst des Lebens zu erkennen. So sind Angriffs- und Verteidigungsspiele nicht selten.
- Seite 20 Es ist meist nicht schwer, von Haustieren Adoptivkinder auf-ziehen zu lassen. Fast jeder Zoologische Garten besitzt eine Hundeamme, die Junglöwen aufzieht, wenn die Löwenmutter ihren Pflichten nicht nachkommt.
- Seite 23 Während der Bison in Nordamerika ein Tier der Steppen ist, war sein Verwandter auf dem europäischen Festland, der Wisent, ein Bewohner der Wälder. Wisente gibt es nur noch in Parks und Zoologischen Gärten.
- Seite 24 Der Biber ist mit dem Nutria oder Sumpfbiber, der von Süd-amerika stammt und in Pelztierzüchtereien gehalten wird, kaum zu verwechseln. Während der Biber eine Schwanzkelle hat, besitzt der Nutria einen „Rattenschwanz“.
- Seite 31 Auch Strauße, Zebras und viele Antilopen können im Winter in die Freigehege hinausgelassen werden. Diese Akklimatisation von Tropentieren hat sich Hagenbeck in großem Maße zum ersten Mal gewagt.
- Rückseite Von vielen weißen Flecken bedeckt ist das Kindheitskleid des Hirschkalbes.

